

RAHUL RAINA

***BEKENNTNISSE
EINES
BETRÜGERS***

Roman

**Aus dem Englischen
von Alexander Wagner**



HEIN & ABER

Die Originalausgabe erschien 2021 unter dem Titel
How to Kidnap the Rich bei Little, Brown, London
Copyright © 2021 by Rahul Raina

Deutsche Erstausgabe
Alle Rechte vorbehalten
Copyright © 2022 by Kein & Aber Zürich – Berlin
Cover: Maurice Ettlin
Satz: Dörlemann Satz, Lemförde
Druck und Bindung: CPI books GmbH, Leck
ISBN: 978-3-0369-5868-2
Auch als e-Book erhältlich

www.keinundaber.ch

*Für meine Familie, die schreckliche Angst hatte,
dieses Buch würde von ihr handeln.*

TEIL EINS

EINS

Das erste Kidnapping war nicht meine Schuld.

Alle weiteren – das war definitiv ich.

Ich war umgeben von einem Meer brauner Flaschen. Rudi lag neben mir auf dem Boden, Spritzer von Erbrochenem im Gesicht. Ich hätte besser auf ihn aufpassen sollen. Rudi hatte Koks geschnupft, eine fiese westliche synthetische Droge. Was war falsch an unseren Drogen, den sanften, natürlichen orientalischen, wie Opium oder Khat?

Dieses schicke Scheißzeug.

Die Saraswati-Statue starrte uns schlecht gelaunt aus der Ecke an. Es stank nach den Kampfer-Räucherstäbchen, die ich besorgt hatte, um den schalen Geruch von Bier, Schweiß und mit Kurkuma gewürztem Streetfood zu übertünchen.

Rudis Apartment hatte – wie es in unseren elitären Kreisen so schön heißt – echte Klasse. Flachbildschirme, Seidenteppeiche, moderne Kunst an den Wänden. Geschmackvolle indirekte Deckenbeleuchtung. Es war zehn Tage vor *diwali*. Überall stapelten sich Geschenke von Fans, Werbeagenturen, Politikern. Präsentkörbe, Schachteln mit Süßigkeiten, Blumensträuße, japanische Elektronik, Grußkarten vollgestopft mit Geldscheinen.

Es war einer jener schwül-heißen Nachmittage, an denen sich alle am Hinterteil kratzen und das BIP unserer großartigen Nation wieder mal den Zielen der Weltbank nachhinkt.

Eigentlich bin ich nicht so der Trinker. Aber ständig in Rudis Nähe zu sein, ihn zu beaufsichtigen, ihm den Rücken freizuhalten, zu verhindern, dass die Medien etwas von seinem Zustand mitkriegten, hatte seinen Tribut gefordert. Ich fühlte mich schuldig wegen alledem, vor allem war ich genervt, weil ich keine Zeit mit der Frau verbringen konnte, die ich liebte – tja, und das alles hatte bereits Konsequenzen. An diesem einen verdammten Tag hätte ich wirklich wachsam sein müssen, war es aber nicht gewesen.

Es war ein Uhr nachmittags. In drei Stunden würde der Wagen vorfahren, um uns ins Studio zu bringen. Noch vier Stunden bis zu Rudis Auftritt vor der indischen Nation, strahlend und geschminkt, in der beliebtesten Gameshow des ganzen beschissenen Landes, *Beat the Brain*.

Ich griff nach einer Flasche mit irgendwas drin, um mich aufzuputschen. Ich erwischte ein Bier, warm wie Katzenpisse, als genau in dem Moment die Tür nach innen explodierte. Arme reckten sich in die Wohnung, um das eine Scharnier abzureißen, das die Tür noch im Rahmen hielt.

Ich hörte ein leises, heiseres Fluchen. Ich krabbelte herum, versuchte, auf die Beine zu kommen. Brachte aber nichts Besseres zustande, als wieder auf dem Rücken zu landen, mit den Armen und Beinen in der Luft zu zapeln wie ein umgestürzter Büffel.

»Rudi! Wach auf, Rudi! Jemand versucht ...«, flüsterte ich. Meine Kehle war ausgetrocknet und nutzlos.

Schließlich gab die Tür nach, ächzend wie ein Fünfzigjähriger im Fitnessstudio. Erneut versuchte ich zu schreien. Meine Lippen bewegten sich, aber es kam kein Laut heraus.

Ein Mann kam herein, gekleidet wie ein Krankenpfleger, je einen Klapprollstuhl unter den Armen. Er lächelte angesichts des erbärmlichen Bilds, das wir beide abgaben.

Wack, wack!, machte der Totschläger.

Ich schrie, und als ich Blut schmeckte, gleich noch mal. Ich bekam eine chirurgische Maske ans Gesicht geschnallt, in die ich vergeblich etwas hineingurgelte. Ich leistete keinen Widerstand. Tat gar nichts. Ich wurde hochgehievt und auf einen Rollstuhl geschnallt.

Ich sah seine gelben Zähne, darunter eine Halskette aus schwarzen Gebetsperlen wie Schrumpfköpfe. Dann sagte eine Stimme: »Keinen Mucks, oder der Dicke kriegt eine verpasst.«

Sollte das eine Drohung sein? Offenbar missverstand er meine Beziehung zu Rudi.

Rudi wurde nicht mal wach.

Das war damals, als ich noch meinen Finger hatte. Ich vermisse das kleine Ding. An einem Punkt im Lauf der Geschichte mussten sie einen Beweis liefern, dass wir noch am Leben waren, und was gab es da Geeigneteres als den kleinen Finger des treuen Lakaien?

Sie hackten ihn mit einem Messer ab, das man in den *dhabas* zum Schneiden von Gemüse benutzt; eine dieser Klingen, mit denen an Marktständen große Korianderbüschel zurechtgestutzt werden. All das lehrte mich eine Lektion: Wenn du einen Jungen erpresst, um einen Anteil seines Reichtums abzukriegen, hackt man dir deine verfluchten Gliedmaßen ab.

Ich vermissе den Finger. Es war ein guter Finger.
Scheißdelhi. Scheißindien.

Es ist nicht wie in diesen Filmen, das müsst ihr wissen, die als Komödien beginnen, in denen Shah Rukh und Preity Uni-Freunde sind, und nach der Pause kriegen alle Krebs, und die Mütter flennen über die verlorene Familienehre, bis am Schluss eine Hochzeit gefeiert wird, auf der alle ihre Sorgen wegtanzen. Das hier ist kein Melodrama. Mir wurde lediglich ein Finger abgehackt. Und es gab eine Reihe von Kidnappings.

Keine Mütter, die dir Schuldgefühle einreden wollen. Keine Tränen. Keine emotionalen Verwicklungen, okay? Nur ein totales *khichdi* von Anfang bis Ende.

Es hatte alles so harmlos begonnen.

Eine Million dreihunderttausend Rupien. Mehr war für mich nicht drin. Für vier Wochen fieberhaftes, schweißtreibendes Lernen, jeden Tag vierzehn Stunden, damit das verzogene Balg auf eine Uni nach Wahl seiner Eltern gehen konnte.

Jetzt denkt ihr wahrscheinlich: Eine Million dreihunderttausend Rupien, Ramesh, das ist doch ein Haufen Geld! Du verdienst mehr als siebenundneunzig Prozent aller Inder, zumindest laut Angaben des Finanzamtes. Also warum beklagst du dich?

Weil ich brav meine Steuern zahle. Klar, ich weiß, es ist bescheuert von mir.

Und weil ich ein gehetztes Leben führe, in dem jedes Jahr mein letztes sein könnte, weil ich ständig aufzufliegen drohe, jedes Klopfen an der Tür vielleicht die Polizei ist, und das alles für einen Fliegenschiss von 1,3 Millionen *gandhis* – in Ordnung, schon gut, ich jammere, weil ich

gerne jammere, schließlich ist es das Geburtsrecht eines Delhi-Boys, und dieses Recht gedenke ich zu ehren.

Ich habe den Jungen dreifach getroffen – nein, dreimal, denn niemand sagt »dreifach treffen«, wie Claire mich belehrt hätte.

Ich hasste seinen Namen vom ersten Moment an. Rudi. Rudraksh. Scheißrudraksh. Wer nennt sein Kind so? Weiße Sechzigerjahre-Hippies. Klingt wie der Nachwuchs von Filmstars – diese Kids mit Millionen Followern auf Instagram und einer Louis-Vuitton-Sucht. Klingt wie ein Klebstoff oder ein Putzmittel: der kraftvolle, gründliche Allzweckreiniger, Freund der Hausfrau, nur neun- undvierzig Rupien.

Rudis Eltern hatten ein hübsches kleines Apartment in der Nähe von Green Park – nicht gerade die allerbegehrteste Gegend, aber auf dem Weg dorthin. Ein aufstrebender Stadtteil, würden Immobilienmakler sagen, genau das Richtige für all diejenigen, die auf dem Sprung nach oben sind. Man fuhr Honda und Lexus, aber noch keine deutschen Karossen.

Bei meinem ersten Besuch trug ich eine Tasche mit der Aufschrift *DeliveryFast* – daher keine lästigen Fragen an den Toren, keine zeitraubenden Kontrollen, ich wurde einfach durchgewinkt. Ich spielte den Pizzaboten. Sehr kontinental. Sehr schick. Ich erhob mich über meinen Stand, wie die Briten in den alten Filmen immer sagen, in denen sie arme Tagelöhner schlagen, weil die ihren jungfräulichen Töchtern schöne Augen machen.

Rudis Vater war fett und trug ein Hemd mit dem Logo seines Golfclubs. Er war reich. Natürlich war er das. Wenn man fett und Inder ist, ist man reich; wenn man fett und arm ist, dann lügt man. Nur im Westen sind die Reichen

dünn, vegan und moralisch. Seine Frau trug das übliche eng anliegende rosa Jogging-Outfit. Ihr Zuhause war ausgestattet mit Unmengen von Naturstein, altertümlichen Wandteppichen mit vagen Anklängen an das Mogulreich, einem prunkvollen Gebetsschrein neben der Wohnungstür, mediterranen Porzellanstatuen, Marmorgöttinnen in brünstigen Posen. Es hatte drei Schlafzimmer, Kostpunkt auf dem Markt schätzungsweise vier *crore*.

Ich hasste den Jungen auf Anhieb. Überbiss, fettige Gesichtshaut, Schweinsäuglein. Kein bisschen wie der echte Rudraksh, der furchterregende, allwissende, Köpfe abhackende Avatar von Shiva.

Ich bin zu hart mit ihm. Wisst ihr, was mein eigentliches Problem mit ihm war? Dass es keines gab. Er war normal. Durchschnittlich. Achtzehn Jahre alt. In den letzten fünf Jahren hatte ich mit Hunderten seiner Art zu tun gehabt.

»Also«, sagte Rudis Vater. Seine Augen kullerten in seinem Schweineschädel, der voller masturbatorischer Fantasien darüber war, auf welch niedriges Honorar er mich herunterhandeln würde.

»Also«, wiederholte Rudis Mutter, als ob alles besser wäre als das. Lieber würde sie mit ihrer Schwiegermutter über den Zustand ihrer Ehe reden, oder Yoga nach Art der Weißen machen, bei der man den ganzen Ganges ausschwitze (den Ganges? Solche Sprüche habe ich mir zugelegt). Noch schlimmer wäre jedoch: über meine Hoffnungen, Ängste und Ambitionen zu sprechen.

Gott sei Dank hielt sich das Vorspiel in Grenzen. Ich fing sofort an, meine Nummer abzuziehen.

Ramesh Kumar – Bildungsberater. So steht es auf meiner Visitenkarte.

Sie wollen, dass Ihr kleiner Liebling 99,4 Prozent der Prüfungsfragen richtig beantwortet, ein Absolvent des Indian Institute of Technology wird und über den Rest von uns herrscht? Dann kommen Sie zu mir. Sie wollen, dass Ihr kleiner Racker bis an die Spitze der staatlichen Verwaltung aufsteigt, einen Durchmarsch in ein Eckbüro an der Wall Street oder in London antritt, oder, wenn alles schiefläuft, Gott behüte, wenigstens in Bangalore? Ich bin Ihr Mann. Jede Prüfung, jedes Fach in nur vier Wochen. Oder Sie kriegen Ihr Geld zurück. Und genau darauf haben sie es alle abgesehen, jeder Einzelne von ihnen.

»Sie haben 0,1 Prozent weniger erreicht als versprochen.« »Er hat es nur nach Vassar geschafft.« »Der Junge von Tante Rupa war besser, und er hat die Prüfungen selbst geschrieben.« Ich kenne alle Sprüche.

Ich bin einer der besten Prüfungsabsolventen Delhis und deshalb vermutlich einer der besten der Welt. Die Chinesen sind meine einzige Konkurrenz. Dort muss es Tausende meiner Art geben, die Karrieren pummeliger Kinder kommunistischer Funktionäre vorantreiben, und dabei in ständiger Angst leben, eine Kugel in den Hinterkopf zu bekommen oder in ein Umerziehungslager geschickt zu werden, so wie die Muslime. Oder schlimmer noch, in die Fabriken von Shenzhen, um dort iPhones zusammenzubauen, ihr wisst schon, die Fabriken mit den Fangnetzen für Selbstmörder drumherum.

Scheiße, diese Typen wissen, wie man Menschen zum Arbeiten antreibt. Sie sind die Zukunft. Wenn die Kinder von westlichen Reichen oder Indern scheitern, werden sie einfach Social Entrepreneure. Und die Chinesen? Wenn ihre Kinder scheitern, werden sie zu Hackfleisch verarbeitet.

Wir Berater, seien wir braun oder schwarz oder gelb, sind ein Nebenprodukt der westlichen Arschloch-Meritokratie. Unsere Existenz ist notwendig. Wir sind das Schmiermittel im Getriebe dieser Ellbogengesellschaft. Wir sind die Geburtshelfer der Fulbright-Stipendien, der Forschungskredite und Ausbildungsförderungen. Wir sind die Handlanger der braunen Übernahme der Welt.

Gewöhnlich sitze ich in Neu-Delhi in meinem miesen kleinen Büro-und-Wohnzimmer im zweiten Stock und schwitze und schwitze, gebäre aus meinen Eiern Industriegiganten, zukünftige World Leader und Präsidenten. Ich erschaffe sie aus dem Nichts, wir alle tun das, eine Armee von Lohnsklaven. Vielleicht kriegen wir ja eines Tages auch ein Stück vom Kuchen ab, verhelfen unseren eigenen Kindern durch Bestechung zum Erfolg, haben selbst einen respektgebietenden Familiennamen, der andere in die Knie zwingt und sie buckeln lässt.

Natürlich verrate ich das meinen Kunden nicht. Ich erzähle ihnen nichts von meinen Träumen. Sie sagen mir, was sie wollen. Ich lege meine Preise fest. Ich mache ihnen klar, wie wenig ein paar *lakh* sind angesichts eines zukünftigen bequemen Jobs bei McKinsey oder BCG. Und ihre durchbohrenden Augen glänzen vor Lust und Gier, alles sehr pornografisch, dann versuchen sie mich über den Tisch zu ziehen, als wäre ich ihre aus dem Dorf stammende Wäscherin, die seit fünfzehn Jahren keine Gehaltserhöhung erhalten hat, nicht der Mann, der die Zukunft ihres Kindes in den Händen hält.

Sie würden nicht so mit mir umspringen, wenn ich einen Anzug trüge. Allerdings müsste es ein italienischer oder französischer sein. Trägst du einen indischen Anzug, riechen sie das und ficken dich nur umso härter.

Anzüge. Das ging mir durch den Kopf, als Rudrakshs ehrenwerter Vater, Vishal Saxena (starker, männlich klingender Familienname), mich beäugte und davon träumte, wie billig er mich bekommen könnte. Die Nummer mit dem Pizzakurier hatte sich abgenutzt. Ich dachte an ein Rebranding. Schon bald würde ich mit einem Maßschneider sprechen müssen.

»Rudraksh«, sagte Mr Saxena, worauf der Junge leise schnaubte und aus einem Tagtraum erwachte.

»Papa, du weißt, ich mag nicht –«

Der Vater starrte ihn kurz an, brachte ihn mit einem einzigen Blick zum Schweigen. Indische Eltern, hm? Sie haben es immer noch drauf, auch wenn der Junge eine Generation früher geohrfeigt worden wäre, nur weil er es gewagt hatte, den Mund aufzumachen.

Mr Saxena hatte dicke rote Lippen, die Lippen einer Filmschauspielerin, sehr unpassend. Seine Frau hatte überhaupt keine, aber das war kaum ein Wunder, wenn man mit diesem Mann verheiratet war. Ihre Lippen waren wahrscheinlich schon am Tag ihrer Hochzeit verschrumpelt.

Sie schaltete sich ein, als wollte sie mich schnellstmöglich loswerden, damit die Bediensteten die quietschende, mit Plastik überzogene Couch, auf der ich saß, reinigen und ausräuchern könnten. »Rudi strebt eine Karriere in der Risikokapitalbranche im Silicon Valley an«, erklärte sie in einer Art und Weise, die verriet, dass der Junge alles andere nur das nicht wollte. »Wir nehmen das All-India-Premium-Prüfungs-Packet. Unter den Top-Zehntausend oder Geld zurück.« Sie sprach jedes Wort langsam und deutlich aus, als wäre ich ein beschissener Analphabet. Die Silben hallten vom geschmackvollen Marmor und den von Khajuraho inspirierten Holzmöbeln wider.

Ich nickte, freundlich und langsam. Sollte sie doch denken, ich sei unterwürfig, wenn sie auf so was stand.

Sie hatte diesen typischen herablassenden Gesichtsausdruck. Diesen »Wir kaufen jetzt in Shopping-Malls ein, nicht mehr im Palika Bazaar. Wer geht da heutzutage noch hin, Cousine? Im Ernst? Du und dein Mann? Ach?«-Ausdruck. Man ahnte, wozu sie imstande war. Ihr Gesicht erzählte die Geschichte müheloser Oberer-Mittelschichts-Überlegenheit. Ihre offene Verachtung hatte etwas Aufrichtiges. In diesem Land solltest du dich hüten vor Gesichtern, die etwas anderes bekunden, als sie bekunden sollten. Kriegst du es mit einem besorgten, freundlichen Polizeiinspektor oder einem hilfsbereiten Beamten zu tun, weißt du, dass du in der Scheiße steckst.

Die All Indias sind die ganz Großen, die jeder macht, wenn er die Schule abschließt. Es gibt das ganze Jahr über auch andere Aufnahmeprüfungen für alles Mögliche, für die juristische Fakultäten, für die Armee, für Toiletteninspektoren, aber die All Indias sind die Crème de la Crème, meine wichtigste Einnahmequelle im Jahr. Sie sind das Eintrittsticket für die besten Universitäten, zu den besten Zukunftsaussichten, zum weißesten Leben. Ich bot ein komplettes All-India-Paket an, sämtliche fünf Teilprüfungen, die ich alle selbst übernahm – die gewöhnlichen Prüfungen waren bei mir in Englisch und Hindi zu haben, obwohl jeder Trottel sie bestehen konnte. Die wirklich entscheidenden Prüfungen waren Mathematik, Wirtschaft, Finanzen – die Sprungbretter, um Indien zu entkommen. Das waren meine Spezialgebiete, aber auch jede beliebige andere Kombination: künstlerische Fächer oder Naturwissenschaften, auch kein Problem, alles im Angebot, wann und wo immer Sie wollen.

Wenn du unter die Top-Eintausend kommst, ist deine Zukunft gesichert. Die Villa in New Jersey wartet auf dich, ebenso wie der Chevrolet SUV und die Geigenkonzerte der Kinder, die du nie besuchen wirst.

Die Porträts der Top-Einhundert-Absolventen kleben an den Mauern der Schulen, die sie hervorgebracht haben. Ihre Lehrer werden im Fernsehen interviewt, als wären sie Zeugen einer erfolgreichen Trennung siamesischer Zwillinge oder arabisch-israelischer Friedensgespräche. Sie erhöhen sofort ihre Preise und bringen ihre bescheuerten Educational-Apps auf den Markt.

Top-Ten? Die werden schlagartig Berühmtheiten.

Aber man musste seine Kunden sorgfältig auswählen. Wenn sie betrogen und nicht zahlten, waren die Einnahmen eines ganzen Jahres futsch.

Diese Eltern hier waren jedoch zu offensichtlich gierig, um gefährlich zu sein. Die Leute, vor denen man sich wirklich in Acht nehmen musste, waren solche, die über Traditionen und Dharma salbaderten, dich *beta* nannten und solchen Scheiß. Bei denen suchte man besser gleich das Weite. Ich hatte ungute Erinnerungen an das Kind eines stellvertretenden Bürgermeisters. Jede Menge Geschrei, sehr unangenehm. Keine Politiker mehr.

Ich verlangte eine umfassende Selbstauskunft. Sozialversicherungsnummer und Angaben zur *adhaar*, der persönlichen Identifikationsnummer. Einkommen, legal und illegal. Schulgeschichte, von wem sie empfohlen worden waren. Ich bezahlte jemanden beim Finanzamt, der meine Kunden überprüfte. Sie alle hatten kleinere Registereinträge üblicher mittelständischer Betrügereien. Hier und da waren Bestechungsgelder geflossen: für Baugenehmigungen, für eine Aufnahme an einer Privatschule ohne

Prüfung, oder an die Regierung, damit ihre Kinder für die Quotenzulassungen als Angehörige niedriger Kasten ausgegeben werden konnten. Der übliche verkommene Schmutz, der dieses großartige Land zu dem macht, was es ist, genau wie die Pestizide in der Milch, die unseren Kindern Charakter, Mumm und lebenslange Verhaltensprobleme bescheren.

Jeder weiß, was Indien groß macht. China hat die Kommunisten an der Macht, Xi Dada und seine Kumpane; Europa hat Piazzas und Kunstgalerien; Amerika hat Rindfleisch, Titten und Geld. Wir haben die Demokratie. Wir diskutieren, endlos. Wir reden achttausend verschiedene Arten von Scheiße, wir beleidigen einander, wir machen Dinge möglich. Dies ist das Land der Deals. Dies ist das Land der Verhandlungen. Jeder Ziegelstein mag nur halb gebrannt sein, jedes Gebäude mehr durch den Glauben zusammengehalten als durch Zement – aber es wird hingestellt. Zum halben Preis, in der halben Zeit.

Wir unterzeichneten den Vertrag. Ich nahm einen Stapel Schulbücher des Jungen mit und wurde durch die Hintertür hinauskomplimentiert. Ich ging nach Hause, bereit, einen Monat lang mein Gehirn vollzustopfen, Junkfood zu essen und den Weg zu einem besseren Leben für mich und die kommenden Generationen von Kumars zu ebnen. Auf dass sie mir Statuen errichten und mich in ihren Gebeten ihren glücksbringenden Vorfahren nennen würden, der Mann, der das Familienvermögen gemacht und dem Familiennamen zu neuem Glanz verholfen hatte.

Um wirklich erklären zu können, wie ich in dieses fingerlose Schlamassel geraten bin, muss ich noch weiter ausholen, weiter zurück als zu Rudi, bis zu meiner Herkunftsgeschichte. Meine Familie war arm gewesen, solange wir zurückdenken konnten. Wir hatten Legenden, wie sie jede Familie hat: dass wir einst Dichter gewesen seien, von Eroberern, Griechen, Briten oder Russen abstammten und unsere Armut nur vorübergehend sei. Aber das Vorübergehende hatte sich als äußerst dauerhaft erwiesen.

Unser Geschäft war der Tee. Seit Generationen verkauften wir diese wunderbare, duftende Pflanze, die den einfachen Mann und Mogulen gleichermaßen verzauberte, an jeden, der –

Also gut, wir landeten tatsächlich an irgendeinem Punkt im Teegeschäft, aber damit hatte es nicht begonnen. Mein Vater war ursprünglich im Straßenbau tätig. Dort hatte er sich den Rücken ruiniert und sich vor meiner Geburt die Hände übel verbrannt, wahrscheinlich weil er sturzbetrunken in einen brodelnden Teerkübel gestürzt war. Wir haben natürlich keine Handschuhe in Indien. Ich erinnere mich daran, wie er liebevoll versuchte, seine Finger zu strecken, wenn er mich abends zu Bett brachte ... Okay, die Wahrheit ist, er schlug mich. Mit einem Rückhandschlag, für den Indien in der ganzen Welt berühmt ist. Aber seine Hand, eine umgekehrte Klaue, deren Finger sich nicht mehr nach innen krümmen ließen, mit verhärteten Muskeln, die Haut glänzend vor Narben, machte den Schlag härter und verursachte heftigste Schmerzen, als wäre sie gar nicht seine Hand, sondern eine speziell konstruierte Waffe, die er nach Belieben einsetzen konnte.

Ein perfekter Start in ein Leben periodisch auftretender Folter.

Meine Mutter habe ich nie kennengelernt. Sie starb bei meiner Geburt, und mein Vater hatte nichts Gutes über sie zu vermelden. Eines Tages, als ich ihn wieder einmal verärgert hatte, vielleicht war mir ein Pfefferkorn heruntergefallen oder ich hatte die Milch überkochen lassen, hatte er gesagt: »Er ist stockdämlich, das ist er, genau wie seine Mutter. Sie hatte Augen wie eine Kuh und lange Wimpern. Ich hätte es wohl besser wissen müssen, was?«, worauf seine Kunden gelacht hatten. An diesem Abend hatte er mich besonders heftig geschlagen, sodass seine Hand danach mehr als üblich schmerzte und er mich mit zusätzlicher Erbitterung hassen konnte.

Gewöhnlich hatten die Teestände Namen, *Singh's* oder *Lalit's*, aber unserer nicht. Deshalb dachte ich immer, wir seien bekannt als: *Der Stand, wo der Kerl seinen Sohn schlägt, du weißt schon, bhai, der am Kaschmir-Tor.*

Was müsst ihr sonst noch wissen? Über mich?

Es lohnt sich nicht, mich zu beschreiben. Ich war klein und hatte große braune Augen. Heute bin ich größer und habe große braune Augen. Ich trug Jeans aus siebter Hand mit Löchern im Schritt und lief auf Plastiksclappen, um deren Ränder sich meine Zehen krümmten. Alles klar?

Wir lebten in einem Ein-Zimmer-Betonverschlag, ein paar Gassen von dem Ort entfernt, von dem westliche Reiseführer behaupten, das sei das wahre Indien, mit Gewürzbergen, Frauen in mangofarbenen Saris, Männern, die nach Haaröl und Weihrauch duften und Kühe hinter sich herziehen, stattlich und fett, und wo Weiße aus ihren klimatisierten Jeeps steigen und verkünden, wie sehr der Anblick und die Geräusche sie *überwältigten*.

Mein Indien riecht nach Scheiße. Es riecht wie etwas Ekliges, Verdorbenes, aus all den Träumen, die geronnen und verklumpt sind wie ranziger *paneer*. Es riecht, als hätten sich die Bewohner mit Cannabis, Alkohol und Weihrauch betäubt und würden nur existieren, um Mais, Reis und Weizen in Babys und Scheiße zu verwandeln. Man trinkt, man spielt, man schaut Cricket und verwettet Geld, das man nicht hat, man lyncht Muslime, man schlägt seine Kinder, die erwachsen werden und dasselbe tun.

Papa und ich gingen jeden Morgen in den Tempel. Das muss ich dem hinkenden kleinen *lund* lassen. Immer sehr religiös, mit das Einzige, was ich von ihm übernommen habe – inzwischen gehe ich selbst dorthin, sooft ich kann.

Jeden Morgen läutete er die Glocke am Tempeleingang (andere Eltern hoben dazu ihre Kinder auf die Schultern – meiner etwa?), wir zogen unsere Schuhe aus und hofften, dass sie später noch da sein würden. Papa warf mit seiner Klauenhand ein paar *paise* in die Sammelbüchse, schon damals, bevor Indien von der Inflation, von McDonalds und Kids mit amerikanischem Akzent in Shopping-Malls heimgesucht wurde, eine klägliche Summe. Eine kurze Verbeugung vor der Göttin, die dunkel und triumphierend thronte, während ihre Tiger das Leben aus Dämonen und Männern quetschten, die ihr auf die Titten starrten. Ich betete um das Ausbleiben von Schlägen, um Geld und ein Entkommen aus diesem Elend. Papa betete für Erfolg im Chai-Geschäft, dass er keine Syphilis bekommen und sein einziger Sohn kein verdammter Volltrottel bleiben würde.

Immerhin beteten wir für etwas Reales, etwas Greif-

bares. Besser als die Menschen, die täglich zig Millionen Rupien dafür verschleuderten, dass ihre Kinder gute Menschen und TED-Talker würden, glückliche Ehen hätten oder anderen Reiche-Leute-Scheiß.

Nach dem Tempel begann der Teeverkauf. Im heraufdämmernden Morgen. Am Kaschmir-Tor, in der Nähe der Geldwechsler, die westliche Touristen übers Ohr hauten. Wir fuhren mit unserem kleinen mobilen Teestand mit rissiger und vergilbter Bemalung durch enge Gassen, in denen verpesteter Nebel hing, während in der Ferne die Werbesprüche, Flüche und Witze der Nachtwächter, Milchmänner und Wäscher gespenstisch hallten.

Mein Vater fuhr das Rad, die Muskeln seiner Beine spannten sich, und wir platschten durch Schlaglöcher. Jeder seiner Muskeln arbeitete synchron, eine einzige große Maschine vom Schädel bis zur Sohle, die Alkohol wie eine Art Treibstoff in Energie und Geld umwandelte. Ich trabte hinterher, folgte ihm wie ein tollwütiger Hund einem Sack Fleisch, schaute nach oben, zu den Stromleitungen, die sich verflochten und wieder entwirrten, auf die zur Landung ansetzenden Flugzeuge. Als wir unseren Standplatz erreichten, den Papa durch subtile Verhandlungen und einige seiner berühmten Rückhandschläge ergattert hatte, musste ich meine Beine vom Straßendreck sauberkratzen, der in einer Million Jahren zu Erdöl komprimiert sein würde.

Unser Platz war am Rand von Alt-Delhi, wo das Mittelalter der Moderne weicht. In den Straßen röhren ungeduldige Männer mit Schnurrbärten vorbei, nahmen Abkürzungen auf ihren Honda Heros, die mit Klebeband und Gebeten zusammengehalten wurden. Frauen umklammerten ihre Handtaschen und hielten ihre Schlüssel

wie Messer, um jeden Mann aufzukratzen, der ihnen zu nahe kam. Kinder in meinem Alter, fünf in einer Rikscha, wurden zu ihren Schulen gefahren, Uniformen in Blau, Grau und Grün, Rotnasen, öglänzende Haare, Plastik-Lunchboxen mit *chapatis* und vegetarischen Currys, gekocht von ihren liebevollen Eltern.

Das war eine andere Welt, ein Indien, das meinem ein Jahrhundert voraus schien. Mehr sah ich davon nicht, nur ein kurzer Blick, zweimal am Tag. Ich würde wohl niemals Teil davon sein.

Ich gehörte zu den Untersten der unteren Mittelschicht. Mein Vater besaß zwar ein Geschäft, das ich erben würde, das schon. Und wir waren nicht am Verhungern, waren weder *dalits* noch Obdachlose. Aber wir würden niemals aufsteigen. Die großen gesellschaftlichen Bewegungen hatten uns links liegenlassen. Die Unabhängigkeit, der Sozialismus, der Kapitalismus, für uns machte das keinen Unterschied. Mein Leben bestand im Mahlen von Gewürzen für den Tee.

Selbst jetzt, ein Jahrzehnt nachdem ich meinem Vater erklärte, er könne sich zum Teufel scheren, kann ich mich noch genau an das Mischungsverhältnis erinnern: drei Teile grüner Kardamom, drei Teile Fenchel, zwei Teile Nelke, zwei Teile Zimtblüte, ein halber Teil Pfefferkorn, ein halber Teil schwarzer Kardamom. Frisch gemahlen, jeden Tag, jede Stunde, jede Minute in der das Gehirn zum Schmelzen bringenden Hitze, prompt auf Bestellung, geliefert von meiner Wenigkeit. Und Gott stehe dir bei, wenn dir ein Fehler unterlief. Ihr wisst inzwischen, was der Lohn dafür war.

Ich hatte einen Stein, mit dem ich meine Gewürze pulverisierte, viel zu groß für ein Kind, dick und schwer

und dunkelgrau, mit dünnen weißen Streifen, die ihn durchzogen wie Zellulitis die Oberschenkel eines Politikers. Ich verbrachte meine Tage gebückt hinter dem Verkaufsstand und schlug die Gewürze zu Staub, meine Rückenmuskeln schmerzhaft verknotet am Ende des Tages. Nachts hatte ich Albträume, dass ich mich in einen Buckligen verwandeln würde, und bevor mein Vater aufwachte, versuchte ich in stockfinsterner Nacht meinen Rücken gerade zu strecken und mit Händen und Füßen nach China und Pakistan zu greifen, so wie es die Westler beim frühmorgendlichen Bikram Yoga machten, um ihre Lendenwirbelprobleme zu lösen.

»Kein im Laden gekauftes Pulver bei uns, Sir!«, schrie mein Vater immer. »Alles frisch gemahlen von meinem kleinen Zwerg von einem Jungen da unten. Du, Ratte! Zeig dem Gentleman deine Muskeln! Ha ha!« Manchmal fanden ein paar Insekten, ein bisschen Dreck, etwas Spucke ihren Weg in die Mischung, natürlich nur durch Zufall.

Mein Hass hätte Indien zum Weltmarktführer für erneuerbare Energien machen können.

»Heißer Chai! Frischer Chai! Ingwer-Chai für die Kranken! Milch-Chai für die Depressiven! *Garam! Garam!* Täglich, von früh bis spät!« Papa schrie stundenlang, er wurde nie heiser, wenn das Geschäft zufriedenstellend lief, schmetterte er Film-Songs, pries die Götter, pries Indien, verkündete, dass die People's Party die nächsten Wahlen verlieren würde, dass unsere Kricketspieler fett und behäbig seien, tat insgesamt sein Bestes, um seine Millionen von Konkurrenten zu übertrumpfen. Wenn sie ihre eigenen, von Hass erfüllten Söhne hätten, so malte ich mir aus, dann könnten wir uns eines Tages zusam-

menschließen, unseren Vätern die Kehle durchschneiden, die Büffelmilch blutrot färben und den Vatermord-Chai saufen.

Stets stand Papa hinter seinem uralten Kupfertopf, die Gasflamme erwärmte seine Eier, brachte die Milch zum Kochen, die gerade so stark verwässert war, dass es niemand bemerkte. Bis heute kann ich weder den Geruch von verbrennendem Fett, noch den Anblick hochschäumender Milch ertragen. In Abständen von fünf Minuten gab ich ihm die zerdrückten, zerstampften, zermahlenden Gewürze. Vorsichtig reichte ich ihm das verschlossene Gefäß mit dem Kristallzucker, verklebt wegen der Feuchtigkeit, natürlich zu langsam, – *klatsch, klatsch!*, setzte es Ohrfeigen. »Und jetzt lässt du's auch noch fallen, jetzt kommen die Käfer rein!« –, oder Sucralose für die korpolenten Neureichen; Tassen, Becher, Behälter mit den diversen Teemischungen ...

Wir hatten sechs davon. Auf jedem Behälter klebte ein kleiner Zeitungsausschnitt mit dem Bild einer Göttergestalt, die die Schirmherrschaft für die entsprechende Wirkung hatte. Eine der Mixturen versprach Reichtum, eine andere Gesundheit, eine dritte zahlreiche männliche Nachfahren aus deinen Lenden, eine weitere Liebe, Zuneigung und sexuelle Gefälligkeiten der molligen Rezeptionistin, die du gerne nebenher ficken würdest. Vermutlich habt ihr es bereits erraten, dass sie alle aus dem gleichen Topf stammten. Dem Liebes-Chai hatten wir ein paar falsche Rosenblätter hinzugefügt, einfach wegen der Farbe. Dafür verlangten wir fünfzig Prozent mehr. Fünfzehn Rupien pro Tasse! Könnt ihr euch das vorstellen? Raub am helllichten Tag! Zwar bestellte ihn nie jemand, aber trotzdem! Wie dem auch sei, wir und unsere harm-

losen kleinen Schwindeleien waren immer noch besser als die Chinesen, die Tiger zerstückelten, um Viagra-Tee daraus zu brauen, oder Bauern zerstückelten, um ihnen die Netzhaut zu stehlen.

Vom Morgengrauen bis zur Abenddämmerung war ich an den Verkaufsstand gefesselt. Viel lieber hätte ich das alte Delhi erkundet, wäre durch schattige Gassen und verlassene *havelis* geschlendert, zwischen dicken Mauern, die den britischen Kanonen nicht gewachsen waren, hätte verschimmelte Bücher auf dem Markt gestohlen, die heimlichen Gespräche von Räubern, Dieben und *hijras* belauscht, mystische Geheimnisse aus Versen ausgegelerter Sufis gelernt oder schmutzige Rupien auf Katzen-, Hunde-, Hahnen- und Menschenkämpfe gewettet. Doch stattdessen zerstieß ich von früh bis spät Gewürze und wurde geschlagen.

Immerhin rochen meine Finger nach dem Potpourri, das man heute in den feinsten Häusern bekommt, *Fantasy Orient* oder *Ethnic Adventure*, oder wie auch immer diese Mixturen hießen. Das war doch was.

Manchmal hatte ich sogar frei. Nicht etwa an einem der multikulturellen Feiertage, die unsere Regierung erlassenen hatte, sondern an den Tagen, an denen Papa betrunken war, und ich ihn nicht wecken konnte. Man musste ihn ziemlich schubsen, sich alle Mühe geben – ein ganzer Arbeitstag verloren, weil man ihn nicht wach kriegte? Oh, dann bekam man es extra-hart zu spüren.

An diesen Tagen ging ich zur Schule. Ich lernte etwas über die Welt außerhalb Delhis. Ich lernte lesen und schreiben. Ich war ein braver kleiner Junge. Ich verschlang Bücher. Eine Wohltätigkeitsorganisation hätte ein Foto von mir machen und für ihre Plakate verwenden kön-

nen, diese Art Plakate, auf denen krummbeinige Kinder schlagartig geheilt und »restlos aus ihrem Elend befreit« werden, weil sie vier Seiten aus *Die kleine Raupe Nimmersatt* gelesen hatten.

Unsere Geschäfte liefen gut, aber wo die Einnahmen versickerten, weiß ich nicht. Ich besaß nicht mal einen Topf, in den ich pissen konnte, und mein Papa schon gar nicht: Er verschaffte sich Erleichterung vor den Haustüren von Feinden oder Kredithaien, oder gar auf ihren Gesichtern, wie er immer behauptete, wenn er nachts betrunken war und die Prahlerei begann, wie viele Frauen er in seiner glorreichen Jugend rumbekommen und wie viele Genicke er gebrochen habe.

Er hatte eine Menge Frauengeschichten. Er tat nichts im Haushalt. Wer wusch meine Wäsche? Woher bekamen wir Seife? Essen? Ich sah meinen Vater so gut wie nie kochen. Welche Hausfrau bezirzte er dazu? Welche kleine Angestellte gab uns von ihrem Abendessen ab?

Wo er geboren war? Keine Ahnung.

Was aus ihm wurde? Ihr werdet es noch erfahren.

Wir hatten keinen Fernseher. Jede Zwei-*paise*-Familie besaß zumindest eine Schwarz-Weiß-Kiste. Er nicht. Nur ein Radio, das Cricket-Ergebnisse plärrte, auf die er wettete. Tendulkar schied aus, Ramesh bekam Schläge. Sehwag schied aus, Ramesh bekam Schläge. Dravid schied nie aus. Den mochte ich.

Keine Küche. Nur ein kleiner Gaskocher, auf dem mein Vater sich gelegentlich dazu herabließ, *chapatis* zuzubereiten, meistens nur dann, wenn er eine Frau zu Besuch hatte.

Wir lebten im billigsten und miesesten Loch, das er hatte finden können.

Es war 2005, aber ebenso gut hätten wir ein Jahrhundert früher leben können. Im Jahr 2005 hockten die Amerikaner in ihren Florida-Subprime-Behausungen und masturbierten auf Jessica Alba, ohne sich darüber klar zu sein, dass die Zukunft schwarz, braun und gelb sein würde. Selbst ein paar Kilometer von unserem Verschlag entfernt hatten dämliche indische Teenager iPods und hörten Blink 182. Und was lief bei uns?

Bei uns lief nichts. Wir hatten kein Geld. Wir hatten zu essen immerhin, aber was war das für eine Existenz? Kein ruhiger Moment. Immer schufteten, Tee kaufen, Tee verkaufen, Trübsal blasen, weinen, Gewürze zerstoßen und ein Leben führen, das nirgendwohin führte – mein größter Albtraum war, dass ich würde wie mein Vater, mit einer Krallenhand wie seine, mit einer Brust voller dunkler Haare wie seine, meine Augen, mein Gesicht und mein Gehirn verwandelt in seine. Und vielleicht wäre es auch so gekommen. Dann wäre ich heute wie er, wütend, ein Nichts, arm ...

Doch dies ist keine Geschichte über Armut. Es ist eine Geschichte über Reichtum.